

Bernhard Dieterle

Europäer in Italien

Materialienband

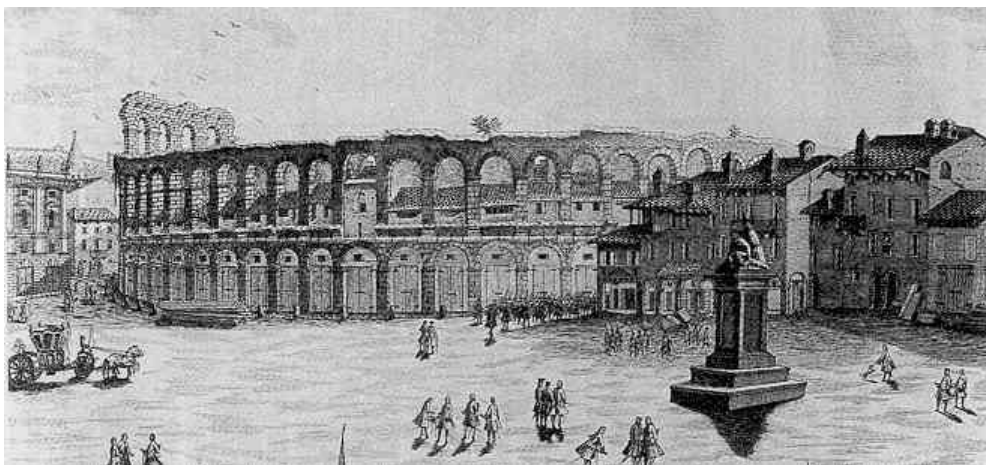
Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Auszüge aus:

Maximilien Misson: <i>Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien</i> (M1)	1
Charles de Brosses: <i>Briefe aus Italien</i> (M2)	3
Johann Caspar Goethe: <i>Reise durch Italien im Jahre 1740</i> (M3)	15
Johann Wolfgang Goethe: <i>Italienische Reise</i> (M4)	16
Madame de Staël: <i>Corinna oder Italien</i> (M5)	37
Lord Byron: <i>Childe Harold, IV</i> (M6)	50
Stendhal: <i>Rom, Neapel und Florenz im Jahre 1817</i> (M7a)	63
<i>Wanderungen in Rom</i> (M7b)	73
Heinrich Heine: <i>Reise von München nach Genua</i> (M8)	81



(G.A. Urbani nach T. Majeroni, *Das Amphitheater in Verona* (Ausschnitt). Aus: *Goethes Leben in Bilddokumenten*. Hg. von Jörn Göres. München 1981, S. 119.)

Die FernUniversität-Gesamthochschule in Hagen dankt allen Rechtsinhabern für die erteilten Abdruckgenehmigungen.

Nicht in allen Fällen ist es trotz intensiver Bemühungen gelungen, die Rechtsinhaber bzw. deren Nachfolger zu ermitteln. Diese werden deshalb gebeten, sich mit der FernUniversität-Gesamthochschule in Hagen in Verbindung zu setzen.

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei!

**M1 aus: Maximilien Misson, *Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien*
(*Nouveau voyage d'Italie*)**

Sechzehendes Schreiben

Mein herr,

Ich bin höchst vergnügt, daß ich dessen abgelassenes allhier empfangen. Denn ausser dem, daß mir die nachricht von seinem wohlseyn nicht anders als angenehm seyn konte, so hat mich vornehmlich erfreut, daß mir die ehre gethan, nach einem und andern zu fragen, wovon er gerne eigentlich unterrichtet seyn möchte.

Demnach versichere sich mein herr, daß ich so viel als möglich seyn wird, auf alle seine vorgelegte fragen ganz genau antworten werde. Ich habe auch zu bitten, derselbe wolle es inskünfftige ferner also halten, damit ich desto versicherter sey, daß meine briefe so wohl ihm als allen unsern guten freunden, denen er selbige vorzulesen beliebt, nicht verdrießlich fallen.

Mein herr verlanget demnach, daß ich ihm aufrichtig sagen soll, ob auch unsere reise zu der zeit, da wir sie vorgenommen, uns beschwerlich oder angenehm, oder doch zum wenigsten, ob die gefahr nicht so groß als unser vergnügen sey? So wundere ich mich nun nicht, wenn er sich einigen zweifel hierüber machet. Denn ob wir wol weder bey den nachteulen noch in den Arabischen wüsteneyen sind, so gehet es denoch ohne allen verdruß nicht ab. [...] Mit unseren guten pelzen haben wir uns der kälte und des schnees in den Alpen-gebürgen gar wol erwehret, und ohne viel worte ferner zu machen, kan ich dem herrn nicht verhalten, daß auch die delicatesten und zärtlichsten von unserer reise=gesellschaft biß dato alles überstanden haben, was etwan der aus reisen sonst zu schöpfenden vergnügungen hätte entgegen seyn können. Und weil wir uns zu Venedig eine zeitlang aufzuhalten willens sind [...].

Im übrigen habe ich in einem ganzen monat nicht geschrieben, seit dem wir allhier angelanget, damit inzwischen mich in allem besser erkundigen, und dem herrn richtige nachricht geben könnte. Ich werde daher nichts melden, als da meine augen gesehen, oder mir sonst vor gewiß gemeldet worden. [...] so will ich einzig und allein bey dem bleiben, was meine augen beobachtet, und dem zu folge so deutlich als möglich das vornehmste theil der merkwürdigsten sachen vor augen stellen, ohne absicht auff das was etwan andere davon mögen gesagt haben. [...]

Damit er sich nun Venedig wie es an sich selber ist, recht einbilden könne, so muß ich vor allen dingen sagen, was für ein wasser es sey, in welches die Stadt mitten hinein gebauet worden. Die gemeine meinung der Geographen ist, Venedig sey ins Meer gebauet, nun ist dies eißer massen nicht zu läugnen, man muß es aber erklären. Gewiß ists, daß selbiges Wasser die offenbare oder volle See nicht sey, sondern es sind nur überschwemmte landschaften [...]. [...] so nennet man daher diese ausbreitung des wasser nicht anders als einen *Lacum* oder Morast, in ihrer sprache *Laguna*. [...]

Ich weiß es wol was sonst die Geographi schreiben, als ob Venedig aus 72 Inseln bestünde, und ich will solches eben so heftig nicht widerstreiten, kan aber im gegentheil nicht verhalten, daß mirs nicht möglich gewesen, zu begreifen, wo denn dieselbigen Inseln seyn solten, und mag man sicherlich glauben, daß dieses einen ganz falschen Concept von dem Plan und Lager der Stadt gebe. Denn man würde sich einbilden müssen, diese zwey und siebenzig Inseln wären zwey und siebenzig bey einander liegende lande, [...]. Welches aber sich nicht so verhält. [...] (S. 177-183)

Die S.Marcus-kirche verdiente zwar eine ausführliche beschreibung, es wäre aber vor einen reisenden zu viel, wenn man selbige von ihm fordern wollte. Daher will ich nur überhaupt etwas davon sagen. [...] (S. 191)

[...]

Mein herr hat im übrigen ursach zu sagen, daß die Politique und freiheit zwey worte sind, welche man zu Venedig auff's höchste nimmt. [...] Nur will ich in vertrauen ein paar kleine anmerckungen über diesen punctt machen. [...] (S. 208)

[...]

In meinem tag=buch habe ich ein und anders auffgezeichnet, welches itzo ebenmäßig anführen könnte, ich will es aber biß in den folgenden brief versparen, weil ich in einem und andern noch bessere nachricht einholen muß.

Mit dem obgemeldeten Abt Lith habe ich nur einen augenblick geredet, und kann ich nicht vorbey, vor schliessung dieses schreibens noch einer sache zu gedencken, deren er mich versichert hat, wiewol sie sich eigentlich zu der materie von Venedig nicht schicket. Wir redeten von denen

familien, welche sich allhier gar selten so sehr als an andern orten vermehren, und sagte er mir bey dieser gelegenheit, es hätte einer von seiner anverwandten vier und zwanzig söhne von einer einzigen frau, und wären sie beysammen am leben gewesen, ein jeder mit denen seinigen. Wiewol nun dieses nichts unmögliches ist, so ist es dennoch etwas sehr rares.

Ich hoffe mit ehesten von meinem herrn briefe zu erhalten, und will noch vor meiner abreise, was ich allhier ferner in acht genommen, ausführlich melden. Womit anitzo schliesse, und verharre u. Venedig, den 20 Jan. 1688. (S. 217)

Sech und zwanzigstes Schreiben

[...]

Ich muß nun auch anfangen Rom zu beschreiben.

Nun ist zwar dieses allbereits von vielen und zum theil solchen leuten geschehen, welches hierzu die gehörigen mittel und gnugsames geschick gehabt. Demnach will ich alles hier sehenswürdige nicht benennen, sondern nur überhaupt eine vorstellung dieser weltberühmten stadt thun, und dann folgendes ein und andere besondere anmerckungen beyfügen. Doch werden dies eine neuen oder gar unbekante sachen seyn, sondern alles soll nur nach denen von meinem herrn vorgelegten fragen und einwürfe eingerichtet werden. Und weil wir denn tag für tag mancherley raritäten gesehen, die aber in sich selbst keine andere verwand- oder nachbarschafft haben, so darff man daher auch keine andere connexion erwarten, als wie ich die materien in meinem buch aufgezeichnet habe.

Vorzeiten hat Rom den beynahmen Septicollis oder einer stadt von 7 hügeln gehabt, wie denn auch biß an die regierung des Servii Tullii deren nicht mehr gewesen [...] (S. 446)

[...]

Die landschafft um Rom auff 10 biß 12 meilen ist wenig bewohnet, unfruchtbar, ungesund, und zwar durchgehends eben, aber doch etwas ungleich. [...] (S. 449)

Quelle: Misson, Maximilien, *Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien*. Leipzig 1701.

M2 aus: Charles de Brosses, *Briefe aus Italien*

Fünfter Brief

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Genua.

Genua, den 1. Juli 1739.

Fünzig Meilen hatten wir seit Antibes gemacht und kamen nun in Genua durch die Vorstadt San-Pietro d' Arena herein. Das ist sozusagen die Auffahrt für Herrschaften, aber die Menge schöner Häuser, an denen wir drei ganze Meilen vorbeigefahren waren, hatten mich für die hochgepriesene Vorstadt etwas abgestumpft. Wir kamen an dem außerordentlich hohen Leuchtturm vorüber, den Ludwig XII. aufführen ließ, um den Schiffen bei Nacht die schwierige Hafeneinfahrt zu zeigen, und übersahen nun Hafen und Stadt, die sich in einem Halbkreise amphitheatralisch aufbaut, das schönste Stadtbild, das man sich denken kann. Der Hafen ist riesig, obwohl er durch zwei Molen verkürzt ist, aber man sagt, er sei wenig sicher.

Nur Lügner behaupten noch und Grünschnäbel glauben, daß ganz Genua aus Marmor gebaut ist. Dabei wäre es nicht einmal eine so bedeutende Besonderheit, da hier kaum was anderes vorkommt und Marmor unpoliert nicht schöner als anderer Stein ist. Aber andererseits ist es auch eine grobe Unwahrheit, wenn Misson sagt, es gäbe hier nur vier oder fünf Gebäude von Marmor, denn alle Kirchen und öffentlichen Bauten sind ganz daraus, außerdem noch beträchtliche Teile der Fassaden und der Paläste im Innenbau. Wollte man verallgemeinern, so könnte man ziemlich wahrheitsgemäß den Satz aufstellen, daß ganz Genua mit Fresken bemalt ist. Die Straßen sind durchweg riesenhafte Operndekorationsstücke; denn obwohl die Häuser eine ganz andere Höhe als in Paris haben, sind die Hälfte aller Straßen trotz ihrer siebenstöckigen Häuser rechts und links nicht viel mehr als ellenbreit, Misson kann Ihnen bestätigen, daß ich nicht übertreibe; gewiß besitzt Genua schönere Gebäude als Paris, gerät aber dadurch in Nachteil, daß sie infolge ihrer schlechten Lage nicht zur Geltung kommen. Außerdem finde ich ein wenig lächerlich, daß man zur Bebauung der winzigsten Grundstücke gerade den gewaltigsten Stil gewählt hat. Die Paläste haben häufig weder Höfe noch Gärten, wenigstens keine, die solche Namen verdienen. Treten Sie hinein, so machen Sie die Entdeckung, daß vier Säulenhallen übereinander eine Bodenfläche von zwanzig Fuß im Geviert umschließen, und so ist's überall, außer in einigen Häusern der Strada Nuova und der Strada Balbi. Diese beiden sind überhaupt die schönsten Straßen der Stadt, ihnen läßt sich selbst das Schönste, was Paris hat, nicht vergleichen. Die Hauptstraßen sind mit Platten gut gepflastert, eine Reihe Backsteine läuft in der Mitte für die Maultiere, aus der Zeit, wo Maultiersänften in Schwang waren. Jetzt bedient man sich einzig der Trägersänften. Alle Frachten werden in Schlitten befördert.

Zufällig kamen wir in Genua an, als es feinen schönsten Tag vom ganzen Jahre hatte. Zu Ehren des Johannistages wurden alle Straßen ohne Ausnahme von oben bis unten mit Lämpchen illuminiert. Das war unglaublich schön. Ganz Genua, Männlein und Weiblein in Hemdärmeln oder Schlafröcken und Pantoffeln trieb sich auf den Straßen und in den Cafés herum, wo man ein himmlisches Fruchteis vorgesetzt bekommt. Seit ich hier bin, lebe ich von nichts anderem. An einem Straßeneck saß eine Menge Adliger in schäbigen Lehnstühlen und hielt eine ernsthafte Versammlung. Das hier sind Adlige erster Klasse, die zweitklassigen wagen nicht zu ihnen zu treten, da sich jene weit vornehmer dünken. Das ist aber auch das einzige Recht, was sie ihnen voraus haben. Denn obendrein werden bei Verteilung der Ämter beide Körperschaften ohne Unterschied berücksichtigt, und der Stuhl des Dogen wird abwechselnd aus der einen und der anderen Körperschaft besetzt.

Doge zu sein, ist ein sehr mäßiges Vergnügen. [...] (Bd. I, S. 44-45)

Ich lege für unseren Freund Quintin einen Brief ein, der ein Verzeichnis der sehenswertesten Dinge enthält, die ich mir für Genua anmerkte, und einen Bilderkatalog mit vielen Nummern, womit ich unserm Steckenpferdchen, das bei Herrn Generalprokurator und mir Malerei heißt, Futter gebe.

Sie, dicker Blancey, darf ich ja wohl nicht so lange in den Kirchen aufhalten. Ich müßte fürchten, Ihnen bei Ihrer schwachen Frömmigkeit zuviel damit zuzumuten. Gehen wir lieber zusammen ins Theater, was obendrein ein billiges Vergnügen ist: Erster Platz zweiundzwanzig Soldi, trotzdem ist das Theater außer Sonntag schlecht besetzt. Sie haben gute Schauspieler, aber es ist geradezu unvorstellbar, wie schlecht die Stücke sind, die man aufführt, besonders die Trauerspiele. Ich habe hier angefangen, die Wonnen italienischer Musik zu kosten. Die Dekorationen sind viel schöner,

als in Frankreich. Und dann erst diese Abbés und Gecken, die, hundertfach besser angezogen und niedlicher als bei uns, um die Frauen herumflattern! Wir sehen hier etwas, was unseren französischen Augen sonderbar scheint, daß eine Dame ohne Begleitung mit einem Herrn das Schauspiel besucht, spazieren geht oder in der Sänfte sitzt. Als ich das erstmal im Theater war, hatte ich eine große Überraschung. Ein junger Mann trat mit einer jungen, sehr hübschen Frau in eine Loge, sie hörten hier einen oder zwei Akte an und plauderten lebhaft.

Dann aber entrückten sie sich dem Anblick des Schauspiels und der Zuschauer und zogen die Vorhänge von grünem Taft vor sich zu, die die Loge nach vorn abschließen. Sicherlich nicht, als ob sie hier insgeheim das Spiel hätten spielen wollen, das sie vielleicht nicht einmal bei sich zu Hause spielten, und so nahm denn auch niemand außer mir an dem Abenteuerchen Anstoß. In Paris herrscht Wohlanständigkeit in allen Formen und Unanständigkeit im Leben. Hier ist es vielleicht umgekehrt, und daß wir diese Formen unanständig finden, liegt am Ende nur daran, daß wir sie eben nicht gewohnt sind.

Die Herren sitzen hier nicht auf der Bühne (diese üble Gewohnheit, die dem Spiel den Atem nimmt und die Spieler beengt, gibt es nur in Frankreich), sondern auf einer schmalen Plattform, die in Höhe der Bühne und unterhalb der Logen um das ganze Parterre, es etwas überragend, herumläuft, in den Zwischenakten stehen sie auf und sind dann den Damen in den Logen nahe genug, um zu plaudern.

Als echte Gelehrte, die wir sein wollen, machten wir uns nach gelehrtem Volk auf die Suche: *Niente*, ist hier nicht der Boden dafür. Die Mercadanti geben sich mit solchen Lappalien nicht ab, beherrschen an Kenntnissen nur die Anerkenntnisse der Wechsel, mit denen sie den schwunghaftesten Handel der Welt treiben. Für solche Zwecke haben sie eine öffentliche Bank mit einem Barvermögen von dreihundert Millionen Francs. So behaupten sie wenigstens, mir scheint das kaum glaublich. Immerhin fanden wir einen gelehrten Theologen, den Pater Ferrari; er hat eine ausgezeichnete Bibliothek, die ich allen Liebhabern solcher Dinge zu besuchen rate. Französisch versteht er kein Wort, so daß ich fast einen ganzen Nachmittag Latein sprach. Ich atmete übrigens förmlich dabei auf, denn es ist zum Kranklachen, was für einen Makkaronijargon ich hier wie Merlin Coccaye aus Italienisch, Latein und Französisch zusammenrede. Mit diesem glücklichen Sprachtalent mußte ich mich neulich zwischen sechs Nonnen einklemmen und ihnen eine umständliche Beschreibung von Frankreich liefern. Ich zum mindesten verstand von dem, was sie mir sagten, kein Wort. Es war meine Schuld, daß dieser komische Auftritt für mich betrüblich endete, ich ging zu ihnen, um Chiavariblumen zu kaufen, die hierzulande so hoch geschätzt werden, und sie verkauften mir den Stengel für nun was meinen Sie? – einen Louis. Zweie kaufte ich; wenn ich sie glücklich mit nach Frankreich bringe, wird man sie auf vierzig sous schätzen.

Die Stadtmauer umschließt Genua in einem sehr weiten Gürtel, mehrere Berge, auf denen Lusthäuschen stehen, sind noch in sie einbegriffen: So geht man hier aufs Land, ohne daß man den Fuß aus der Stadt setzt. Ehe ich selbst von ihr Abschied nehme, will ich das berühmte Sprichwort über Genua nicht vergessen: *Mare senza pesci, monti senza legno, uomini senza fede, donne senza vergogna*. Ich bin hier noch nicht heimisch genug, um zu wissen, ob der letzte Punkt stimmt, ein Genueser allerdings versicherte mir gerade eben, in der ganzen Stadt sei kein einziger gehörnter Ehemann. Das scheint mir nun freilich noch unwahrscheinlicher als das viele Geld auf der Bank. Wenn es wahr ist, werden Sie erwidern, daß es eine höchst langweilige Stadt sein muß, und damit kaum irren. Ich spreche nicht von den Sonderbaren Cicisbei, die ja ihrem Wesen nach bekannt sind, diese Bezeichnung wird hier für männliche und weibliche Wesen angewandt. Ihre Zeit ist ein wenig vorüber, die jungen Leute haben wohl begriffen, daß so viel Ausdauer kein Mittel ist, um bei Frauen Erfolg zu haben.

Die *Conversazioni* oder Kränzchen sind nicht sehr vergnüglich; es wird massenhaft Eis und Schokolade angeboten und Karten gespielt, aber keine bestimmte Zahl im voraus angesetzter Runden, sondern nur, solange es der Hausfrau Spaß macht. Für die Karten hat man nichts zu zahlen. Uns ward die Ehre, das *Médiateurspiel* in Genua einzubürgern, unter uns gesagt, ein ziemlich übles Geschenk, das wir da der Stadt gemacht haben. Diese Kränzchen fangen um acht oder neun an und sind gegen Mitternacht oder eins zu Ende, was wir unter »gemeinsam zu Abend speisen« oder »jemand zu Tische laden« verstehen, ist ihnen ein unbekannter Begriff.

Die Menschen, wird behauptet, seien gerade so stolz, wie ihre Stadt, und ihre Liebenswürdigkeit, wenn sie es einmal seien, komme nicht von Herzen. Die, auf die wir gerechnet hatten, haben sich so gut wie gar nicht um uns gekümmert, andererseits aber haben uns Leute, von denen wir nicht viel erwarteten, ausgezeichnet aufgenommen.

Die Adelsbriefe sind nicht durchweg so alt, wie ihre Träger behaupten. In der Zeit der republikanischen Wirren veranlaßte man alle Adligen, die nicht mindestens sechs Ahnen in ihrer Familie aufzuweisen hatten, sich alten Familien anzuschließen, und von nun an auch deren Namen und

Wappen zu führen. Als die alte Regierung wieder ans Ruder kam, suchte man das frühere Verhältnis wiederherzustellen. Manche nannten sich wieder mit ihrem alten Namen, manche andere aber auch, die bei dem neuen zu gewinnen glaubten, behielten den neuen und zählen nun zu derselben Familie.

Neuilly, dem ich neulich schrieb, sollte Ihnen mitteilen, daß ich wegen der Hitze nicht mehr nach Rom, sondern nach Venedig gehe. Nach dieser Stadt also sollen Sie und die anderen mir unverzüglich einen langen Brief schreiben. Er wird Ihnen außerdem gesagt haben, daß ich Ihnen zu Unrecht angab, die Briefe nicht frei zu machen. Sobald nämlich ein Brief nicht nach Rom oder einer auf dem Wege dorthin liegenden Stadt, wie beispielsweise Turin, Genua, Livorno, Pisa, Florenz, Siena und Viterbo geht, muß er bis zur Brücke von Beauvoisin freigemacht werden. In Rom ist ein französisches Postamt mit einem Direktor, [...]

(Bd. I, S. 48-51)

Venedig

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Venedig.

Venedig, den 14. August 1739.

Ein sonderbar Gerücht fand bis zu mir den Weg. Herr... Wissen Sie, was man allgemein in Venedig behauptete? Mein hier gegenwärtiger, höchst respektabler Bericht sei von Ihnen und Ihren Landsleuten bewitzelt, recht schnöde bewitzelt worden. Ja, nicht zufrieden damit, ein so vortreffliches Werk, gleich vortrefflich durch seinen überaus nützlichen Inhalt wie durch seine Anordnung und Kürze, zum Zielball der satirischen Pfeile Ihrer Bosheit gemacht zu haben, Ihre kleinliche Ironie an Schriften auszulassen, von denen ich jedem ins Gesicht behauptete, daß sie, wenn man von Stoff und Stil absieht, völlig untadelig sind, hätten Sie – ja – Ihre Natterzungen sogar an Herrn Loppin gewetzt, was ich niemals dulden könnte, willens wäre, noch dürfte.

Freilich *ist* er sicherlich kein Witzbold, kein zierliches Bengelchen, wie diese jungen Herren, sondern ein gesetzter Charakter, ein guter Kerl mit überaus vernünftigen Anschauungen, und der, wenn es auf Gelehrsamkeit ankommt, für uns alle geradsteht. Kurz ein Qadratschädel, dessen Ratschläge zu befolgen wir recht gut täten. Ich wollte also schon recht böse werden, aber als ich Ihren Brief sah . . .

»Nicht recht zu glauben schien's mir fürder da, mein Herr,« so daß ich also den Groll meines Busens, in dem ich am liebsten den dicken Quartband, den ich Ihnen neulich schickte, wieder zurückgehabt hätte, besänftigte und von all den bösen Anschlägen, die ich auf mein armes Tagebuch gemacht hatte, abstand, die auf nicht weniger hinausliefen, als Ihnen überhaupt nichts mehr weder zu schreiben noch zu schicken. Denn der eigentliche Grund meines Unmutes war die Ungeduld, daß ich von euch nichts hörte, und so habe ich mich schnell beruhigt, als ich mich von Ihrer Pünktlichkeit überzeugte. Freilich muß ich Ihnen da aufs Wort glauben, denn erhalten habe ich nur Ihren letzten Brief, der, den Sie mir nach Rom geschrieben haben, ist noch nicht angekommen, verloren gehen wird er aber hoffentlich nicht, habe ich doch schon eine Reihe anderer auf diesem Wege richtig erhalten, ich erwarte ihn mit Ungeduld und hoffe auf gottvolle Geschichten.

Das Kompliment, das Sie mir über mein Geplauder machen, möchte ich Ihnen für die allgemeinen Gedanken, die Sie mir von Ihnen aus mitteilen, mehr als erwidern. Sie kennen das eine so gut wie das andere, und werden beidem gerecht, aber Ihr Vergleich, so scharfsinnig er ist, stimmt doch wohl nicht ganz, denn in gewisser Beziehung geben diese Reiseromane Gut und Böse ungeschminkter als die Reiseberichte, weil die Herren Reisenden fast nie von einem gewissen Schwulst in ihrer Berichterstattung loskommen. Bisweilen ist das, was sie gesehen haben, durchaus mittelmäßig, aber sie scheinen es für fast unschicklich zu halten, daß ihnen etwas der Art überhaupt vor Augen kommt, sie wollen durchaus nur Schönes gesehen haben! Läppereien heben sie in den Himmel und verschweigen einfach, was sie es sich haben kosten lassen, um die wirklich wertvollen Dinge zu sehen und zu genießen. Der arme Leser! Er, der nichts als Blumen und Rosen auf seiner Reise erwartet, erfährt immer wieder, daß er von dem, was man ihm verheißen hat, Abzüge machen muß, daß es ihm, kurz gesagt, gerade so wie dem Mann geht, der sich nach einem Bild, das er von ihrem Profil sah, in eine Einäugige verliebte. Auch ich möchte nun nicht übertreiben: die Unannehmlichkeiten einer solchen Reise sind gewiß alles andere als unerträglich, – das Unangenehmste ist sicherlich, daß man von seinen Bekannten getrennt lebt ; aber ich benutze gern diese Gelegenheit, die sich mir gerade bietet, meine Galle gegen die Reiseführer etwas zu erleichtern, da bei manchen wirklich kein wahres Wort fleht. Wie es einem freilich mit den landläufigen Vorstellungen nicht viel besser geht, die man sich nach dem, was allgemein geschwätzt wird, gebildet hatte. Beispielsweise hört man stets sagen: »Die italienischen Herbergen

sind scheußlich.« Unwahr, in den größeren Städten ist man vorzüglich aufgehoben, freilich sind sie schlecht auf den Dörfern, aber das ist nichts Besonderes, sondern gerade wie in Frankreich. Was man aber nicht sagt, ist, daß ihr nicht mit der Hand gekneteter, sondern mit großen Stöcken geklopfter Brotteig trotz einer Herstellung aus sehr feinem weißen Mehl das widerlichste Brot gibt, das der Mensch essen kann, ich bin ganz unglücklich darüber. Mit dem Wein finde ich mich o leidlich ab, indem ich stets nur den schweren und herben trinke, und nie süßen, dessen Elendigkeit ich nur dem lombardischen Brote zu vergleichen wüßte. Dabei finden ihn aber die Italiener »squisitissimo«, und man möchte sich totlachen, wenn man sieht, was die Damen für Gesichter schneiden, die unseren Champagner kosten, und wie große erstaunte Augen sie machen, wenn ich ihn in großen schaumigen Schlucks hinuntergieße.

Weiter wird behauptet, man könne, soviel man wolle, die *cambiatura* (kleine oder Landpost) benutzen. Unsinn! Die Oberpostmeister geben sie einem nur unter den größten Schwierigkeiten, und bei jedem Pferdewechsel gibt's neue Wortgefechte. Die Folge davon ist, daß man die Post unglaublich hoch bezahlt, und wenn man für diese Reise eine gewisse Summe in Ansatz gebracht hat, sich auf das Doppelte oder Dreifache gefaßt machen muß, obwohl doch unser Geld höher wertet. Denn außer der Post und dem widerwärtigen Kutschergesindel sind auch die Gasthöfe, obwohl man in ihnen nie zu Abend speist, teurer als in Frankreich. Das schlimmste aber sind die Hand- und Trinkgelder, die sie hierzulande »buona mancia« nennen, damit nimmt's einfach kein Ende. Bei der geringsten Kleinigkeit sehen Sie sich in einem ganzen Knäuel von Leuten, die ein Trinkgeld von Ihnen beanspruchen, ja, ein Mann, mit dem Sie ein Geschäft von einem Louisdor abgeschlossen haben, wird Sie erstaunt ansehen, wenn Sie ihm nur einen Taler Trinkgeld in die Hand drücken. Wenn ich, wie ich schon oft getan habe, bei Eingesessenen mich hierüber beklagen will, zucken sie nur die Achseln und geben mir zur Antwort: »Poveri forestieri«, was gemeinverständlich übersetzt etwa soviel heißt, wie: – »Fremde sind da zum Gerupftwerden.« Aber wartet, laßt mich nur erst ein wenig eure Sprache beherrschen, ich will schon sorgen, daß das nicht so fortgeht!

Aber ich fände einfach kein Ende, wollte ich alle die irrigen Meinungen und Vorurteile, in denen man über diese Reise noch befangen ist, einzeln hernehmen, die meisten davon haben gradeso wenig tatsächliche Grundlagen, wie das, was wir über die Eifersucht der Italiener und die Gefangenhaltung ihrer Frauen zusammenfaseln. Und diese Vorrede ist ohnehin schon zu lang geworden, »kommen wir nun also wieder auf unsere Hammel«, will sagen, mein Tagebuch, unter der Bedingung allerdings, daß Sie es nur wenigen zu lesen geben, die schweigen können, wie Bourbonne oder Cortois, und keiner Plaudertasche, angefangen mit Ihrem Bruder.

Erzählte ich Ihnen schon, auf welche Art wir am achtundzwanzigsten letzten Monats von Padua abreisten? Wir schifften uns auf dem Brentakanal ein, und als wir das Schiff bestiegen, blies, wie das die Regel, ein kräftiges Windchen uns geradeswegs entgegen. Wir aber hatten wackere Pferde, ließen uns vom Ufer aus treideln, so blieb auch diesmal der Teufel der Gefoppte, und wir schlugen der Verwünschung, die er auf uns gelegt hatte, ein Schnippchen. Unser Schiff heißt der »Bucentaurus«, natürlich nur ein sehr kleines Söhnchen des wahren Bucentaurus, dafür aber das niedrigste Kind der Welt, ähnlich in seiner hübschen Bauart unseren Postbooten, freilich ist er um vieles schmucker. Man tritt durch ein kleines Dienerzimmer in einen mit venezianischem Brokat ausgeschlagenen Raum mit acht wirklichen Fenstern und zwei Glastüren, einem Tische und zwei breiten, mit Saffranleder überzogenen Wandbänken. In diesem unserem Häuschen fühlten wir uns so mollig, daß wir ganz anders wie sonst gar nicht ungeduldig waren, bald anzukommen, um so weniger, als wir uns mit einer Menge Lebensmitteln, kanarischem Wein und derartigem versorgt hatten und viele schöne Landhäuser die Ufer des Kanales entlang standen.

Das des jetzigen Dogen, eines Pisani, verdiente eine Beschreibung, und vor allem sein Gartenportal nach dem Wasser: die Säulendurchgänge bekrönt eine entzückende Altane, zu der zwei eiserne Wendeltreppchen sich an frei daneben stehenden Säulen emporschlingen. Dies Ganze ist wundervoll erdacht, und Kardinal Rohan hat es denn auch, wie man mir sagte, abzeichnen lassen, um ein gleiches Portal in Zabern nachzubauen. Wir hatten recht Luft, auszusteigen und die Häuser alle anzusehen, aber ihre Menge schreckte uns ab, wir hätten mindestens einen Monat dabei zugebracht. Nur bei dem letzten, an dem wir vorüberkamen, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen. Es enthält viele Fresken, darunter einen vorzüglichen Titanensturz von Zelotti. (So schön wie die Vorstädte Genuas ist dies alles jedoch nicht.) Noch einige Millien weiter hatten wir die Ehre, in das Adriatische Meer einzulaufen, und kurz danach erblickten wir Venedig.

Ehrlich gesagt, der erste Anblick dieser Stadt hat mich nicht überwältigt, wie ich erwartet hatte; es wirkte kaum anders auf mich, als irgendeine große Stadt, die am Meere liegt, und die Einfahrt auf dem Canale Grande war gradeso, wie wenn man zu Wasser nach Lyon oder Paris kommt.

Dann aber wirklich drinnen zu sein, von allen Seiten Paläste, Kirchen, Straßen, ja ganze Städte aus dem Wasser tauchen zu sehen, – mit einem Worte, daß man hier keinen Fuß vor den anderen setzen kann, ohne ihn im Meer zu haben, ist für mein Gefühl derart verblüffend, daß ich heute noch mehr immer wieder darüber staune, als am ersten Tage.

Ebenso wundert man sich immer, sie so von allen Seiten offen, ohne Tore, Befestigungen, ja ohne einen einzigen Soldaten Besatzung zu erblicken und sich dabei zu sagen, daß sie zu Wasser wie zu Lande uneinnehmbar ist, da kein Kriegsschiff durch die flachen Lagunen heran kann. Kurz, Venedig ist so völlig eigenartig in seiner Anlage, seine Gewohnheiten und Bräuche, über die man oft bersten möchte vor Lachen, sind derart sonderbar, die Ruhe und Freiheit, die man hier genießt, ist so unvergleichlich, daß ich es wohl für die zweite Stadt in ganz Europa halten möchte und zweifle, ob ihm selbst Rom diesen Platz streitig machen wird.

Wir sind hier sozusagen dicke drin in der Rue Saint-Honoré einquartiert, wollten wir aber bis in den hellen Vormittag hineinschlafen, nicht das leiseste Geräusch würde uns aufstören. Alles geht lautlos im Wasser vor sich, und mitten auf dem Gemüsemarkt könnte man ausgezeichnet schnarchen.

Dazu kommt, daß kein Gefährt der Welt sich mit der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Gondel messen kann. Richtig beschrieben fand ich sie noch nirgends. Sie ist ein langes, schmales Fahrzeug, fischförmig, fast wie ein Hai gestaltet. In der Mitte befindet sich ein niedriger verdeckter Kutschkasten – so könnte man es nennen –, wie bei einer Berline und doppelt so lang als bei einem Viersitzer. Ein einziger Kutschschlag dient zum Eintritt. Der Rücksitz hat zwei Plätze, noch einmal je zwei sind auf den beiden Bänkchen rechts und links, diese bleiben aber meist frei und dienen nur denen im Rücksitz als Fußlage. Dieses Räumchen ist wie unsere Kutschen nach drei Seiten offen, kann aber, wie man wünscht, durch Glasfenster oder mit Schwarzem Tuch bespannte Holzrahmen geschlossen werden, die man zwischen Führungsnuten auf- und nieder- oder seitlich in den Gondelkasten hineinschiebt. Ich hoffe, Sie haben mich begriffen. Der Gondelkopf trägt zur Erhaltung des Gleichgewichts ein großes Eisen mit sechs breiten, wagrecht vorstehenden Eisenzähnen, so daß ich ihn mit dem aufgesperrten Haimaul vergleichen möchte, obwohl er einem Windmühlenflügel wohl geradeso ähnlich sieht.

Das ganze Boot ist schwarz bemalt und lackiert, mit schwarzem Tuch überzogen ist der Kutschkasten, mit schwarzem Samt gefüttert sein Inneres, und Kissen von schwarzem Saffian liegen auf den Sitzen. Selbst die größten Herren sind unbedingt an schwarz gebunden und dürfen sich also nicht im geringsten von der Farbe des kleinsten Privatmannes unterscheiden. Auf die Art ist es also ganz aussichtslos, den Insassen einer geschlossenen Gondel etwa erraten zu wollen. Hier ist man ganz wie in seinem Zimmer, kann lesen, schreiben, plaudern, sein Liebchen kassieren, trinken, essen und dabei in der ganzen Stadt umher seine Besuche machen. Zwei Männer von erprobter Zuverlässigkeit bringen Sie, wenn Sie wollen von ihnen ungesehen, wohin Sie immer wünschen. Ob ich je wieder zufriedenen Mutes in einer Kutsche sitzen werde, nachdem ich die Annehmlichkeiten der Gondel einmal geschmeckt habe?

Daß die Gondeln sich verheddern, einander die Fahrt versperren und der Verkehr stockt, kommt freilich gerade so oft vor, wie bei den Pariser Kutschen, so oft man mir auch das Gegenteil versichert hatte, besonders natürlich in den engen Kanälen und unter Brücken. Tatsächlich aber sind diese Stauungen von geringer Dauer, da die Geschmeidigkeit des Wassers das Auseinanderkommen sehr leicht macht. Überdies aber sind unsere Gondelkutscher so gewandt, daß sie sich auf eine fast unbegreifliche Weise irgendwie durchschlängeln und manchmal mit einem Ruderschlag das ganze lange Ding wie auf der Spitze einer Nadel herumschwingen. Man kommt darin recht schnell vorwärts, so rasch wie die Wagen unserer Lebeherrchen fahren sie natürlich nicht. Den Kopf etwa aus dem Fenster herauszuftecken möchte ich Ihnen aber trotzdem lieber nicht raten, glatt wie eine Weißrübe könnte ein anderer Hairachen ihn Ihnen abschneiden. Die Zahl dieser Gefährte ist unberechenbar, nicht weniger als sechzigtausend Menschen leben nur vom Ruder. Daß sich übrigens ständig dreißigtausend Fremde in der Stadt aufhielten, wie man, um ihre Annehmlichkeit ins rechte Licht zu setzen, behauptet, mag während des sechs Monate dauernden Karnevals einigermaßen stimmen, in der übrigen Zeit haste ich die Zahl für übertrieben. Sie meinen vielleicht, daß der Markusplatz, von dem so viel gesprochen wird, nun ganz ungeheuer groß sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Ganz im Gegenteil ist er nicht nur räumlich kleiner als der Vendômeplatz, sondern wird auch in seinen Baulichkeiten, deren Schönheit ich nicht bestreite, von denen dieses Platzes übertroffen, er ist ein regelrechtes, längliches Viereck, dessen Schmalseiten San-Geminiano und der Markusdom, und dessen Längsseiten die alte und die neue Prokuratien einnehmen.

Die beiden Prokuratien sind ein einziger zusammenhängender Prachtbau mit sehr langen Fluchtlinien, architektonischem Schmuck und vielen Bildsäulen als oberem Abschluß. Die alte wie die

neue ruht auf Laubengängen, in denen man geschützt auf- und niederwandelt, und jede einzige Arkade dient einer Kaffeebude als Eingang, die früh bis spät von Menschen nicht leer wird. Der Platz ist mit großen Qadern gepflastert. Im Karneval soll man sich wegen der vielen Masken und Schaustellungen nicht darauf umdrehen können. Ich bin zu anderer Jahreszeit hier und finde, daß es schon jetzt zu jeder Stunde des Tages von ihnen wimmelt. Richterliche Talarträger, die Mäntel der Nobili, die Kaftane der Türken, Griechen, Dalmatiner und Levantiner aller Stämme, Männer und Weiber, die Schragen der Marktschreier und Taschenspieler, predigende Mönche und Marionetten, das alles steht und wirbelt allstündlich auf diesem Platz durcheinander und macht ihn im Verein mit der rechtwinkligen Ausbiegung, in die er sich bei der Chiesa di San Marco erweitert, zum schönsten und sonderbarsten Platze der Welt. Dieser »Broglio«, ein anderer und kleinerer Platz als der erste, liegt zwischen dem Hakenflügel, in dem sich die neue Prokuratie fortsetzt und dem Markuspalast und wird vom Meer geschlossen, das hier außerordentlich breit ist. Von ihm aus überblickt man dies seltsamste Gemisch, in dem sich hier Meer und Land, Gondeln und Kramläden, große Schiffe und Kirchen, Ankömmlinge und Abreisende in jedem Augenblicke mengen und entwirren. Viermal mindestens jeden Tag komme ich ihn besuchen und weide meine Augen an diesem Anblick. Eine ganze Seite dieses Platzes, die man ihnen jederzeit freiläßt, haben die Nobili für sich, hier sieht man sie auf- und abgehen und ihre Intrigen aushecken, – wonach der Platz il Broglio genannt wurde. Der hohe Markusturm an einer Ecke des großen Platzes stände trotz seiner Schönheit und Größe hier besser nicht, wo er die regelrechte Form des Platzes unterbricht.

Wenn ich bei Venedig in meinen Briefen an Sie ebenso eingehend werden wollte, wie ich es bei anderen Städten getan habe, käme ich nie zu Ende, drum will ich's diesmal lieber sogar ganz kurz machen und Ihnen kein Wort darüber sagen, was mir um so leichter wird, als ich oft nur wiederholen müßte, was Misson, der sehr hinlänglich, besser als an irgendeiner anderen Stelle seines Buches, davon spricht, schon gesagt hat. Vor allem erlasse ich Ihnen die Gemälde, was Sie, wie ich Sie kenne, wahrscheinlich hoch befriedigen wird. Quintin, der mir, das nie verziehe, will ich dies Unrecht nicht antun. Es heißt allgemein, in Venedig allein seien mehr als im übrigen Italien, ich kann Ihnen nur wahrheitsgetreu versichern, daß es mehr sind, als in ganz Frankreich. (Nur die Liste der in öffentlichem Besitz befindlichen gibt schon einen dicken Oktavband, ungerechnet die in Privatbesitz, mit denen man das Weltmeer auffüllen könnte.) Wie man ähnlicherweise behauptet, daß in der Christnacht zur Illumination der Prokuratiengeschosse mit weißen Wachssockeln mehr Wachs verbrannt wird, als im ganzen übrigen Italien während eines Jahres. Sainte-Palaye und ich denken nie ans Frühstück, ehe wir uns erst einmal zur Gewissensberuhigung vier Tafeln von Tizian und zwei Decken von Veronese einverleibt haben. Mit den Tintoretts ist überhaupt kein Fertigwerden, ich habe mich darauf beschränkt, ein gutes Tausend seiner Hauptwerke zu betrachten. Dieser Mann muß eine furia di diavolo gehabt haben. Auch von der Staatsform Venedigs und den hier herrschenden Sitten will ich nicht gar viel sagen, diesen Abschnitt hat Amelot gut und gründlich behandelt, alles Schlechte, was er von ihnen sagt, darf man allerdings nicht glauben, nur die größere Hälfte. Sie hätten natürlich lieber, daß ich Sie über die hiergeltenden Sitten als über Gebäude und Gemälde unterhalte; bedenken Sie aber, daß ein Fremder, der sich in einer Stadt einen Monat aufhält, damit noch nicht in der Lage ist, sie wirklich zu kennen, und fast unfehlbar lauter verqueres Zeug reden wird. Wenn Sie aber durchaus von mir etwas darüber haben wollen, will ich Ihnen verraten, daß nirgend in der Welt Freiheit und Läßlichkeit unbeschränkter herrschen als hier, in Venedig. Laßt nur die Regierung in Frieden, im übrigen tut, was ihr lustig seid. Ich meine nicht die Betätigung, aus der wir selbst samt unseren Vergnügungen unseren Ursprung herleiten, »das Ding der Dinge«: es erregt hierzulande nicht mehr Anstoß als irgendeine natürliche Verrichtung, und das ist ein guter Brauch, der überall gelten sollte. Aber auch für alles, was für gesunde Begriffe Frevel heißt, herrscht hier völlige Straflosigkeit. Dabei ist aber der Volkscharakter so wenig böseartig, daß trotz der leichten Gelegenheit, die das Maskentragen, das Nachtleben, die engen Straßen und vor allem die Brücken ohne Geländer, von denen man jemanden ins Meer stoßen kann, ohne daß er es gewahr wird, dem Verbrechen geben, noch keine vier während eines Jahres geschehen, und dann sind es meist Fremde. Daraus können Sie sich selbst sagen, wie unbegründet die Ideen heutzutage sind, die man von den venezianischen Stiletten hat.

Ähnlich ist es mit der Eifersucht, mit der sie ihre Gattinnen überwachen sollen, allerdings verdient das eine kurze Erklärung: von dem Augenblick an, wo ein adliges Mädchen versprochen ist, trägt sie eine Maske, und niemand bekommt sie mehr zu sehen, als ihr Verlobter und die, denen er Erlaubnis gibt, was sehr selten geschieht. Mit ihrer Verheiratung wird sie Gemeinbesitz der ganzen Familie, eine sinnige Gepflogenheit, weil unbequeme Vorsicht damit unnötig und man so gewiß ist, eine adlige Nachkommenschaft zu erhalten. Oft ist es der Jüngste, dem der Titel des

Gatten dabei zufällt, aber überdies ist in der Regel auch noch ein Verehrer da, ja es wäre eine Art Schande für die Frau, wenn sie nicht vor der Welt einen Mann auf dem Kerbholz hätte. Aber, nicht zu hastig! hierbei hat die Politik ein gewichtiges Wörtchen mitzureden.

Hiermit hält es die Familie wie die Krone von Frankreich mit der Wahl des Abtes von Citeaux, man überläßt der Frau die Wahl, schließt aber die und die aus. Sie darf sich nicht einfallen lassen, einen anderen, als einen Nobile zu wählen, und von denen nur einen, der Zutritt zum Pregadi, Senat oder Staatsrat hat, dessen Familie einflußreich genug ist, um bei einer Bewerbung um einen öffentlichen Posten von Nutzen zu sein, dem man sagen kann: »Herr von soundso, ich brauche für morgen früh soundsoviel Stimmen für meinen Schwager oder meinen Gatten.« Von diesen Bedingungen abgesehen, ist die Frau völlig frei und kann tun, was sie nur will. Aber der Wahrheit die Ehre! Unser Gesandter sagte neulich, er kenne nicht mehr als fünfzig Damen der guten Gesellschaft, die mit ihren Verehrern schliefen, die übrigen hält die Frömmigkeit zurück. Die Beichtväter haben mit ihnen abgemacht, daß sie sich der Hauptbetätigung enthalten, und daß sie ihnen dafür den ganzen Rest, soweit der auch gehen mag, zu billigem Preise lassen.

Das ist der übliche Verlauf von Liebeshändeln, und die Fremden haben hier ein schlechtes Spiel. Die Adligen lassen sie nicht an sich heran, weder in die Häuser noch zu ihren Ausflügen, sie wollen unter sich bleiben und die Ellenbogen frei haben, um von Stellenbewerben und Abstimmungen vor ihren Frauen nach Herzenslust sprechen zu können, worüber vor den Ohren des Fremden nie ein Wort versautet. Indes, wenn zwei sich einig sind, ist es nicht unmöglich, im Schutze der Gondeln, die die Damen immer allein betreten, einen raschen Stoß zu machen, die Gondel ist ein geheiligtes Asyl. Es ist unerhört, daß etwa ein Gondolier der Gnädigen sich durch den gnädigen Herrn kaufen ließe, am anderen Morgen schon wäre er von seinen Kameraden ertränkt. Diese jetzige Praktik der vornehmen Damen tut den Nonnen, die einstmals die Liebespiele für sich in Pacht hatten, sehr Abbruch. Doch gibt es ihrer noch eine gute Zahl, die sich mit Auszeichnung, ich sollte sagen, mit edlem Wetteifer zu behaupten wissen, denn gerade in diesem Augenblick wird zwischen den drei Stadtklößern ein Stellenbewerb leidenschaftlich durchgeführt, welches nämlich von ihnen den Vorzug haben wird, dem soeben angekommenen neuen Nuntius die Mätresse zu stellen. Tatsächlich würde ich mich an die Nonnen halten, wenn ich hier zu bleiben hätte. Alle, die ich während der Messe durch das Gitter gesehen habe, schwatzend und lachend, solange der Gottesdienst dauerte, schienen mir außergewöhnlich hübsch und sehr vorteilhaft angezogen. Sie tragen ein scharmantendes Häubchen, ein schlichtes, wohl verstanden, stets weißes Gewand, das Hals und Schulter gerade so weit aufdeckt, wie die Tracht unserer Römerinnen auf der Bühne.

Um den Abschnitt über die Weiblichkeit zu erschöpfen, muß ich Ihnen, hier eher als in irgendeiner anderen Stadt, ein Wort von den Kurtisanen sagen. Sie bilden eine wirklich achtungswerte Körperschaft durch ihre guten Manieren, und man darf es nicht glauben, wenn behauptet wird, ihrer seien so viele, daß man förmlich auf sie trete. Das ist nur während der Karnevalszeit so, während welcher Sie unter den Arkaden der Prokuratien ebensoviel Frauen liegend wie stehend und gehend finden, außer dieser Zeit ist ihre Zahl nicht mehr als doppelt so groß, wie in Paris, aber sie sind auch sehr beschäftigt. Regelmäßig jeden Tag, um »vierundzwanzig« oder »vierundzwanzigeinhalb« Uhr sind alle besetzt, schlimm für die Zuspätkommer! Unterschiedlich von Paris sind alle von einer bezaubernden sanftmut und Zuvorkommenheit. Sie mögen begehren, was Sie immer wollen, immer wird sie Ihnen antworten: »sarà servito, sono ai suoi commandi« <denn es wäre unhöflich, jemanden anders als in der dritten Person anzureden>. Tatsächlich sind ja, wenn man den Ruf bedenkt, den Sie genießen, die gewöhnlich an sie gerichteten Ansprüche sehr mäßige, ich fand neulich eine so niedliche, daß . . . Was konnte ich tun, wie sollte ich hier mißtrauen, da sie mir bei der beatissima Madonna di Loreto für die Folgen gut stand!

Wir haben einige Mühe gehabt, ehe wir in diese schöne Welt etwas Eingang fanden, denn wir kamen zu einem sehr ungünstig gewählten Zeitpunkt. Die durchlauchtigste Republik hat eben an fünfhundert gewerbsmäßige Kuppler aburteilen lassen, die in Mißbrauch des ihnen anvertrauten, dem Gemeinwohle dienenden Amtes so weit gingen, jedem, der auf dem Markusplatz daherkam, Frau Prokurator A. und Frau Ritter von H. zu offerieren, so daß einigemal ein Gatte seine eigene Frau angeboten bekam. Man hat diesen trügerischen und schamlosen Brauch unterbunden. Nichtsdestoweniger braucht man nicht in Not zu sein, etwas zu leben zu finden, wenn man nur einen guten Gondolier sich aussucht, was so wenig schwer ist, daß man schon ein arger Pechvogel sein muß, wenn einem das mißlingt. Mir ist eben diesbezüglich ein sehr lustiges Abenteuer passiert, das mich im ersten Augenblick in eine sehr lächerliche Verlegenheit gesetzt hat. Ich hatte gestern meinen Gondolier abgesandt, um der berühmten Bagatina eine »ambasciata« auszurichten. Das Rendezvous sollte zu feltgesetzter Stunde bei ihr vor sich gehen. Ich fand sie nicht zu Hause, die Kammerzofe sagte mir, sie habe mit einer Freundin zur Conversazione bei irgendeinem hohen

Herrn – ich vergaß den Namen – gehen müssen, sie ließe sich höflichst entschuldigen und bäte mich, morgen wiederzukommen. Während dieser Unterhaltung besah ich mir die geräumige, prachtvolle und reich eingerichtete Wohnung, die mir weit über der Lebenshaltung einer derartigen Prinzessin zu sein schien. Ich fragte die Zofe, ob nicht ein Gondolier von mir etwas an die Bagatina ausgerichtet habe. Sie erwiderte, der Gondolier sei wohl dagewesen, aber ihre Herrin heiße nicht Bagatina, sondern Abbati Marchese und sei mit einem vornehmen Venezianer verheiratet. »Aber«, sagte ich darauf, »was dachte denn Eure Herrin, was ich von ihr wolle?« – »Daß Sie einen Empfehlungsbrief abzugeben hätten,« erwiderte sie. »Sie können mir ihn hier lassen oder morgen wiederkommen, wie es Ihnen beliebt, gnädiger Herr.« Daraufhin ließ ich den Gondolier nach oben rufen, das Zöfchen und er blieben bei ihrer Rede. Der Gondolier bekam einige »ladro« und »birbante« an den Kopf, und mich verabschiedete man mit vielen Knicksen, ziemlich unsicher, ob ich am nächsten Tage wieder hingehen sollte, und was diese ganze Verwechslung bedeute. Endlich entschloß ich mich, ein Körbchen zu riskieren, und ging heute wieder hin. Ich fand eine vornehme Dame in den Dreißigen, gut gewachsen, stattlich, nicht eigentlich hübsch, aber von vornehmer Wesen und tadelloser Haltung, ihre Toilette und Diamanten waren prachtvoll. Sie kam mit einer gewissen Würde auf mich zu und fragte, was ich wünsche. Darüber war ich mir ja nun klar genug, nur wie ich es ihr beibringen sollte, machte mir Kopfzerbrechen. So drechselte ich ihr in meinem schlechtesten Italienisch ein unverständliches Kompliment, was mir nicht weiter schwer fiel. Endlich, als sie den Grund meines Zauderns erriet, besaß sie den feinen Takt, mir selbst herauszuhelfen, indem sie ihren angenommenen Titel und ihre falsche Zurückhaltung nach einem kurzen Augenblick aufgab.

E poichè la sua mano alla mia pose
 Con lieto volto, onde mi confortai,
 Mi mise dentro alle segrete cose.

Sie schien sogar von meiner Freigebigkeit überrascht, denn wegen ihrer Einrichtung und ihrer Toilette hatte ich die Zechinen verdoppelt, es widerstrebte mir, etwas Mittelmäßiges in eine Hand zu legen, die mit echten Diamanten geschmückt war. Die Nobili, ich meine die, die nicht noch feinere Gelüste haben, benutzen diese Prinzessinnen häufig. Will einer von ihnen mit der seinen eine Spazierfahrt machen, holt sie ihn einfach in ihrer Gondel aus dem Staatsrat ab, und man ist nicht erstaunter, wenn er angesichts des menschenvollen Markusplatzes zu ihr einsteigt, als wenn dieser selbe Nobile im Karneval Maske und Domino im Vorzimmer ablegt, ehe er in den Sitzungssaal eintritt. Ich glaub's, recht haben sie, so eine Gondel ist ein lieblicher Freudenort. Meinen Sie übrigens nicht, trotz aller Treue, die sie für ihre Aushälter zur Schau tragen, sie seien unnahbar. Diesen Skrupel haben sie höchstens fünf Tage der Woche, ihre Liebhaber selbst lassen ihnen fast durchweg volle Freiheit am Freitag, wo jene zur Beichte gehen, und am Sonnabend, wo sie selbst im Pregadi zu tun haben. Die Mädchen befolgen alle einen recht gewitzten politischen Brauch, indem sie niemandem eine Gunst vor dem zweiten Besuche bewilligen, denn, sagen sie, man muß sich doch erst kennen, ehe man liebt. Auf die Weise macht man ihnen wenigstens zwei Besuche, und sie bekommen doppelte Bezüge für einen Dienst. Das war, glaube ich, ein gründliches Kapitel. Ich habe es Ihnen zuliebe so ausführlich gemacht, weil ich weiß, sie sind sehr verdorben, und damit Ihnen auch rein gar nichts mehr zu wünschen bleibt, will ich noch hinzusetzen, daß die hiesigen Weiber, vor allem die aus dem Volke, schöner, als an irgendeinem anderen Orte der Welt sind. Nicht als ob man hier mehr hinreißende Schönheiten fände, als anderswo, aber die meisten sind hübsch und gutgewachsen, haben eine schöne Haut, einen vollen angenehmen Mund und weiße, gut stehende Zähne.

(Bd. I, S. 129-144)

Aufenthalt in Venedig. – Fortsetzung.

Den 26. August.

Lieber Qintin!

Ich verhiß Ihnen zwar durch Blancey, ich würde von der Stadt selbst nicht reden, muß Ihnen aber trotzdem ein paar Worte davon sagen, und wäre es auch nur, um Ihnen einige falsche Vorstellungen zu benehmen, die Sie höchstwahrscheinlich über sie haben werden. Das, meine ich, bin ich meiner Erzählerpflicht schuldig. Beispielsweise kennen Sie vom Hörensagen den Palazzo San Marco, ein ganz übler Herr, sage ich Ihnen: massig, finster, gotisch, gebaut in einem sehr häßlichen Stil. Der Innenhof, gebe ich zu, hat besonders von einer Seite aus etwas Prachtvolles, die in einem Stück aus Bronze gegossenen Fassungen der zwei Brunnen, die seinen etwas seltsamen Schmuck bilden, sind fabelhaft fein und höchst merkwürdig gearbeitet, und die große Treppe aus weißem und violetter Marmor, die man in weiser Voraussicht des Ereignisses, daß ich sie einmal

betreten würde, die Riesentreppe getauft hat, ist köstlich. Von da kommt man über eine zweite Treppe, die reich vergoldet und mit Statuen geschmückt ist, in die verschiedenen Beratungssäle. Sie sind, wie meist in alten Palästen, unzweckmäßig angeordnet, schlecht gehalten und sehr dunkel, dafür aber so reich an Bildern erster Meister, daß wir Maulaffen volle acht Tage dazu gebraucht haben. In diesem Palaste wohnt der Doge und ist so von allen Staatsgefangenen am übelsten eingelocht, denn die eigentlichen Gefängnisse, die ganz nahebei liegen, sind ein sehr schmuckes und angenehmes Gebäude. Ich will mich aber trotzdem nicht zu lange darin aufhalten, sondern gehe so schnell wie möglich in die Markuskirche.

Die werden Sie sich ganz wundervoll vorgestellt haben, schwer im Irrtum! Sie ist eine Kirche in byzantinischem Stil, niedrig, dem Licht unzugänglich und außen wie innen geschmacklos, die sieben Halbkugeln, die ihr Inneres überdachen, scheinen durch die Mosaiken auf Goldgrund, mit denen sie ausgelegt sind, mehr große Kessel als Kuppeln. Von den doppelten Nebenschiffen dienen die zwei äußeren fast nur als Wandelhallen oder Durchgang; denselben Zweck erfüllt die lange Vorhalle.

Bei den unermeßlichen Schätzen, die auf diese Kirche verschwendet wurden, konnte schließlich, mochten noch so gottverlassene Handwerker sie verarbeiten, eine eigene Wirkung kaum ausbleiben. Musivische Arbeiten auf Goldgrund überglänzen sie innen und außen vom Scheitel bis zur Sohle. Sie wissen, daß sich die Mosaikarbeit kleiner Vierecke von Stein oder farbigem Glase bedient, um mit ihnen in Art der Malerei Gegenstände zeichnend und schattierend darzustellen. Eigentliche Feinheit bleibt ihr versagt, ihre Farben aber sind unvergänglich, und aus diesem Grunde haben die frühesten Maler sie häufig angewendet. Da sie unerhörte Geduld erfordert und ihre Werke doch nur geringe Schönheit erreichen können, ist ihre Ausübung seitdem in Verfall geraten. Die Mosaiken in San-Marco können als das älteste Denkmal der Malkunst überhaupt gelten, da die ersten schon im Jahre 1071 von griechischen Künstlern, die man eigens kommen ließ, gemacht wurden. So ist diese Kunst, ohne daß ich damit den Florentinern zu nahe treten will, nicht in Florenz, sondern hier neu erstanden. Ihrem Cimabue kam der Gedanke erst hundertfünfzig Jahre später unter dem Eindruck der Bilder in San-Marco. Ein verquerer Geschmack spricht aus ihnen allen, und sie sind grundhäßlich. Dafür freilich, aber auch nur dafür, daß sie mit ihnen den ersten Anstoß zu so herrlichen Kunstwerken gegeben haben, müssen wir diesem Volk und dem Cimabue danken. Denn wenn man vom Kolorit absieht, das sich infolge der eigenartigen Technik gut erhalten hat, bieten diese Mosaiken einen erbärmlichen Anblick. Nur gut, daß die Künstler so vorsichtig waren, über jedes Bild zu schreiben, was es sein Soll. Die später gearbeiteten Bilder sind etwas besser und haben durch den lebhaften Schmelz ihrer Farben auf Goldgrund sogar etwas Anziehendes, aber ganz Befriedigendes ist im allgemeinen nicht darunter, höchstens die Sakristeidecke, wo man den guten Gedanken hatte, anstatt Figuren einmal Stickereimuster und Arabesken von subtilster Schönheit darzustellen, das einzige, wofür sich diese Technik wirklich eignet.

Sogar der Kirchenfußboden ist ganz aus Mosaik, bestehend aus vielen tausend Millionen kleiner Stückchen Marmor, Jaspis, Achat, Serpentin, Kupfer und anderem. Das Ganze ist so vortrefflich miteinander verbunden worden, daß, obwohl der Kirchenboden sich an mehreren Stellen gehoben und gesenkt hat, doch kein Steinchen losgegangen oder geplatzt ist. Man kann keinen Schritt tun, ohne zu rutschen, und dieser Füllboden ist ohne Widerspruch der schönste Platz der Welt zum Kreiselschlagen. Ein schöner, edler Vergleich! Ein Mann von Geschmack, wie Sie, wird ihn zu schätzen wissen. Ich sage Ihnen nichts vom Kirchenschatz noch von den Reliquien. Misson hat das allergründlichst behandelt. Nicht, daß es mir schwer fiel, Ihnen eine gelehrte und weit-schweifige Beschreibung davon zu verfassen, aber angesehen habe ich mir beides, aufrichtig gestanden, nicht, die Geheimnistuerei wurde mir zu viel, es ist auch zu wenig dabei, was einen wirklich belehrt. Ich begnügte mich, mir das berühmte Markusevangelium zeigen zu lassen, das man als ältestes Manuskript des Weltalls sehr sorgfältig aufhebt. Es ist ein Quartband und auf ziemlich starken ägyptischen Papyrus geschrieben, zu erkennen ist nichts mehr darin, als da und dort einige griechische Majuskeln, die aber keinerlei Schluß verstatten, ob es nicht vielmehr ein Medizinbuch ist als ein Evangelium.

Über dem Portal hat man vier Bronzepferde von größter Schönheit aufgestellt, ein Werk des griechischen Gießers Lysipp, der sie, wie man behauptet, für Nero gemacht hat. Sie sind das einzige an diesem ganzen Bau, das wirklich Bewunderung verdiente.

Dann stieg ich auf den großen Turm, von dem aus man Venedig in seiner ganzen Ausdehnung betrachten kann, die Inseln und Städtchen mitten im Meere, die Fahrzeuge, von denen die Lagunen bedeckt sind, die ganze italienische Küste von Comacchio bis Treviso, das Friaul, die Alpen, Kärnten, Triest, Istrien und den Anfang Dalmatiens. Ja, ich sah sogar mit den Augen des Glau-

bens Epirus, Mazedonien, Griechenland, den Archipel, Konstantinopel, die Favoritin und den Großsultan, der sich Vertraulichkeiten gegen sie erlaubte.

Bevor wir den Markusplatz verlassen, will ich Sie noch in die schöne und reich mit Bildern geschmückte Bibliothek führen. An Bändezahl der gedruckten Bücher freilich dürfte schon manche französische Privatsammlung sie übertreffen, aber das Handschriftenkabinett ist beachtenswerter. Die vielen Handschriften, die sich in dem Sälchen befinden und fast alle aus Kardinals Bessarion Besitz stammen, sind vorzüglich erhalten, man geht sehr sorglich mit ihnen um, und ein höchst vornehmer Bibliothekar, der Prokurator Tiepolo, hat sie unter sich. Der junge Zanetti, der ihm als Unterbibliothekar zur Hand geht, scheint in den Wissenschaften recht beschlagen und ist höchst mittheilsam.

Ich begreife nicht, wie Pater Montfaucon allerorten darüber klagen kann, daß man so schwer Einlaß in die italienischen Bibliotheken findet. Er hätte lieber sagen sollen, daß sie hiezulande so mißtrauisch sind gegen alles, was Mönch heißt, daß sie einem Kuttenträger, mag er auch sonst noch so große Verdienste haben, nichts zeigen wollen.

Zanetti läßt jetzt ein Verzeichnis und eine Beschreibung ihrer sämtlichen Handschriften drucken. Er zeigte mir ein Buch in Oktav, das für den ältesten französischen Druck gilt, Der Titel lautet: Guillelmi Ficheti Alnetani, artium et theologiae Parisienlis doctoris, Rhetorici libri, und es folgt eine Widmung an Kardinal Bessarion. Es ist sehr schön auf Velin gedruckt und hat in den großen Buchstaben und an den Zeilenabsätzen handgemalte Miniaturen. Zu Beginn des Buches, statt nach dem gewöhnlichen Zeitbrauch am Ende, steht: Aedibus Sorbonae Parisii scriptum impressumque anno uno quadringentesimo septuagesimo supra millesimum.

Größte Beachtung verdient das Treppenhaus wegen der hier aufgestellten Antiken. Oben an der Decke schwebt ein marmorner Ganymed, bei dem mir nicht klar ward, wo er eigentlich festhängt, denn der Adler über ihm hält ihn fast gar nicht. Alles aber muß der unnachahmlich schönen Leda mit dem Schwan weichen. Dies Mädchen hält auf Ordnung und daß sich alles dahin schickt, wo es hingehört; zu diesem Zweck hält sie ihre Hand untergeschoben und sorgt, ich weiß freilich nicht wie, daß alles an seinen Platz kommt. Der Ausdruck ihres Gesichts ist nicht vorzustellen und steht hoch über allen lebenden Urbildern, die ich gesehen habe, und ich sah doch eine ganze Menge.

Ihre Sehnsucht nach einem Statius muß sich noch gedulden, hier ist er nicht gedruckt, Sie bekommen ihn also nicht, auch keine der – sehr seltenen – Ausgaben ad usum delphini. Auch die Fortsetzung des Musaeum Florentinum zu erhalten, müssen Sie für geraume Zeit mindestens aufgeben, wenn Sie jedoch das Musaeum Venetianum darüber trösten kann, haben Sie nur zu bestimmen. Es wird gerade gestochen, da ist der Prospekt, in dem Sie alles finden, was es enthalten soll. Ich habe es schon angesehen.

(Bd. I, S. 155-159)

NEAPEL

Dreißigster Brief

An Herrn von Neuilly

Aufenthalt in Neapel, Fortsetzung

Rom, den 24. November 1739

[...] ein Bruder des Abbate, der als Gesandter Neapels in Paris ist, hat mir erzählt, er habe sich einmal zu seinem Unglück in der Kirche befunden, als das Wunder gerade nicht recht gehen wollte. Da er nun einen etwas englischen Gesichtsschnitt hat, bildete man sich ein, der Heilige sei böse, weil so ein hündischer Ketzer mit zuschaute, und man hätte ihn in Stücke gerissen¹ wäre er nicht schleunigst durch das Gesindel der Lazzarielli ausgerückt. Die Oberlehnsherrlichkeit des Landes ruht also unbestritten beim Heiligen, und der König hat denn auch gerade ihm zu Ehren einen Ritterorden mit scharlachfarbenem Bande gestiftet, was dem Volk sehr gefallen hat. So etwas leiht dem Don Carlos den gewissen vornehmen Glanz, den der Eroberer nötig hat.

Tatsächlich ist die Eroberung des Königreichs den Spaniern nicht schwer geworden, und Montemar hat sich für seinen Ruhm und Titel nicht übermäßig anstrengen müssen. War doch sein »Sieg« von Bitonto nicht mehr als ein Begegnungsgefecht mit den paar deutschen Truppen, die, wie der Kaiser befohlen hatte, schon aus dem Königreich abrückten. Trotzdem gilt er nun in Frankreich und Spanien als großer Kriegsheld; wer ihn aus Italien kennt, ist weniger von ihm eingenommen. Er gilt sogar, unter uns gesagt, für ein bißchen töricht. Überhaupt aber wird dies Land unschwer jedem zufallen, nur vorausgesetzt, daß der Angreifer sich dem Verteidiger überlegen zeigt. Es hat keine rechte Abwehr, und selbst Neapel scheint mir nach dem, was ich ah, gegen einen Feind, der vom Meer kommt, keines langen Widerstands fähig, weil es durch eine

offene Lage zuviel Blößen bietet. Wie die Dinge stehen, möchte ich kaum glauben, daß ein Castel d'Uovo, das Castel nuovo, eine Mole und das kleine Fort am Ende, es vor einem unliebsamen Angriff wirklich schützen. Viel schlimmer noch, weil unheilbar, ist das innere Leiden, an dem dieser Staat krankt: der . ganz und gar verderbte Charakter seiner Bevölkerung. Abergläubisch, verräterisch, aufrührerisch und arglistig wird sie sich stets im Gefolge des ersten besten Masaniello, der die Gelegenheit zum Aufruhr geschickt am Schopfe faßt, zu jeder Meuterei bereit finden. Das widerlichste Geschmeiß, das verruchteste Gesindel, das je über die Erdoberfläche dahinkroch! Natürlich vermehrt sich dies Pack wie die Flöhe, und die Stadt ist zum Bersten bevölkert. Alle Banditen und Nichtsnutze strömen aus den Provinzen in die Hauptstadt. Diese »Lazzarielli« haben keine Wohnung, verbringen ihre Tage auf der Straße mit Nichtstun und leben von den Verteilungen der Klöster. Morgen für Morgen sind die Treppen, ja der ganze Platz des Monte-Oliveto voll von ihnen, so daß niemand dort vorbei kann. Ein zum Brechen abstoßender Anblick! Von allen italienischen Städten wirkt dabei, für mein Gefühl, einzig Neapel als Italiens Hauptstadt. Sein Verkehr, das Zuströmen des Volkes, das nicht aufgehörende Rollen der Equipagen, eine wirkliche Hofhaltung, die Lebensart und Prachtliebe der großen Herren: alles zusammen gibt ihm das Schillernde und Lebendurchpulste, wie es London und Paris hat, und was in Rom so durchaus fehlt. Der hiesige Pöbel neigt, wie ich schon sagte, zu Krawallen, die Bürgerschaft ist eitel, der hohe Adel prunkliebend, und der niedere giert nach hohen Titeln. Und Titel, gegen Geld natürlich, gab's unter Österreich, soviel einer haben wollte, und man tat sich daran gütlich. Hier gibt's darüber ein Sprichwort: »Ja, Herzog mag er schon sein, aber nicht adlig!« Unser Metzger beispielsweise metzgert nicht mehr selbst, seit er Herzog ist ... läßt nur noch seine Gesellen arbeiten. Und die Frau eines Krämers fährt niemals aus ohne einen zweiten Wagen im Gefolge, worin, wie sie sich denken können, keine Maus sitzt, aber das macht Aufsehen, und ihre Pferde gehen wie ein Sturmwind. Sie wissen: wir sind hier im Lande der Pferde. Vom Hörensagen hatte ich mir freilich ein ganz falsches Bild von ihnen gemacht: schön sind sie nämlich gar nicht, sondern kleine, ruppige Tiere [...] (Bd. I, S. 300f.)

Rom: Das Kolosseum

Vierundvierzigster Brief

An Herrn von Quintin

Aufenthalt in Rom, Fortsetzung

Wahrhaftig, ich glaube, jeder, der sich zum erstenmal inmitten der erhabenen Einsamkeit des Kolosseums oder der Thermen des Caracalla befindet, spürt ein wenig Herzklopfen vor der greisen Majestät dieser einst hochverehrten und nun völlig verödeten alten Mauermassen. Nichtsdesto weniger dienen noch bis heute die Galerien des äußeren Kolosseummantels Kleinkrämern als Unterschlupf, die ihren Kram auf in Mauerlöcher gesteckten Stangen auslegen, und zwar stecken sie ausgerechnet in den Löchern, die man in die Steinblöcke gehauen hat, um die Bronzekeilchen herauszuziehen. Vom äußeren Mantel steht nur noch ein Halbkreis, vier wunderbare Stockwerke mit Säulen und Rundbögen, der erste Stock steckt zum Teil im Boden. Er bleibt nur kraft seiner Massigkeit stehen, trotz der schändlichen Behandlung und der dicken Steinblöcke, die von den herrlichen Kranzgesimsen herabstürzten, er verlangte nichts als eine Ausbesserung. Die unteren Gänge des Innenbaues sind noch im vollen Umkreis erhalten, freilich ganz und gar heruntergekommen, und wirken kläglich. Wenn man in der Arena steht, die ein recht großer Platz ist, erkennt man gerade noch die Sitzstufen, die nach dem Bericht der alten Geschichtsschreiber einst neunzigtausend Menschen aufnahmen. Ich glaube das ohne Mühe, faßt doch schon das Amphitheater in Verona, das kaum ein Drittel so groß ist, an dreißigtausend. Wenn die Römer das Amphitheater von Verona ansehen, das seine Einwohner so hübsch wieder instand gesetzt haben, müssen sie sich schämen, daß sie das ihre, was doch ganz anders groß und berühmt ist, in solcher Verrottung lassen, wo obendrein der schönste Teil noch zur vollen Hälfte erhalten ist, und von dem zu Verona blieb nichts als die äußere Haut stehen. Ich möchte vorschlagen, – Pläne schmieden ist ja mein Steckenpferd – das Kolosseum zu einem Halbamphitheater zu machen, indem man die Gewölbe nach dem Mons Coelius zu niederlegt, die andere Hälfte aber itelhen läßt und in ihrer früheren Form wieder instand setzt. Die Arena aber gäbe einen schönen öffentlichen Platz. Ist ein halbes sauberes Kolosseum nicht mehr wert als ein ganzes, was so verlottert! Und was stünde im Wege, ihr verehrten Römer, in der Mitte des so geschaffenen Platzes einen großen Springbrunnen oder sogar einen See anzulegen, um wieder eine Art antiker Naumachie zu haben!! Der dreitorige Konstantinsbogen könnte einen der Eingänge zu diesem Platz bilden. Man hat ihn in unserem Jahrhundert recht gut ausgebessert, die Barbaren hatten allen Figuren die Köpfe

abgeschlagen, man machte ihnen neue, außerdem wurden die Flachreliefs wieder hergerichtet, abgeschlagene Stücke angefügt, mit einem Wort, obschon eine Mischung von Gutem und Schlechtem, denn zur Zeit des Kaisers Konstantin arbeitete man erbärmlich, und wiewohl die guten Sachen vom Trajansbogen herrühren, den man abbrach, um die Stücke an unserem zu verwenden, ist der Konstantinsbogen heut einer der hervorragendsten und besterhaltenen antiken Denkmale. Sehen Sie hier ganz nahe dem Triumphbogen den armseligen, niedrig gewölbten Torweg? Küssen Sie den Boden, Quintin, denn dies Tor führte zu weiland Ciceros Hause. Die Stätte, zu der einstmals der Gebieter der römischen Republik heimzukehren pflegte, unter Vortritt von zwölf Likatoren und von zweitausend römischen Rittern geleitet, ist nun nichts mehr als das dürftige Atrium eines kleinen Weinbauern. Was wird aus uns? Das ist zum Fürchten. (Bd. II, S. 190f. / Lettre 46, Bd. II, S. 201f.)

Quelle: Des Präsidenten de Brosses vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739-40. Üb. von Werner und Maja Schwartzkopf. 2 Bde. München 1918 / 1922.



(aus: Canaletto & Visentini. Katalog Ausstellung Cà Pesaro, 18.10.86 – 6.1.1887. Venedig 1986, S. 272.)